

Eleonore Seidelbaum

Hannibal

Mit dem Esel durch die Pyrenäen



EDITION WANDERWERK

München, vierundzwanzig Stunden Schnellzug, kurze Nachtruhe in Tarascon-sur-Rhône, dann wieder morgenfrühes Hasten zum Bahnhof. Umsonst die heimliche Hoffnung, von ungefähr unser kleines menschliches Abenteurergebein in den Schatten des unsterblichen Tartarin zu tragen. Und wer weiss, würde nicht vielleicht ein einziger löwenhäutender Blick aus den Augen des Gewaltigen hinreichen, die Spätlinge zu verderben?

Wir brechen zu zweit mit der Last unseres Gepäcks in ein Abteil. Ein Mann mit gespreckteltem Haar und lackschwarzen Brauen erhebt sich von der Lederbank und greift freundlich zu. Das ist erstaunlich, wir sind während der langen Fahrt bereits daran gewöhnt, als Störenfriede betrachtet zu werden. Jeder ortsübliche Reisende schwur zunächst: «Alles besetzt!», auch wenn er der einzige war, der alles besetzt hatte. Nach der ersten Entrüstung freilich entwickelte er sich meist liebenswürdig und hilfsbereit.

Wir kommen bald in ein Gespräch. Die Augen unseres Mitreisenden brennen, als er hört, dass wir in die Pyrenäen wollen. Er scheint es sogar selbstverständlich zu finden, dass wir die allgemeiner besuchten Gegenden meiden. Nur eine Felsenstrasse an der spanischen Mittelmeerküste, die müssen wir sehen! Von jedem Winkel aus kennt er den Blick. Das Meer, Roussillon – nirgends ist der Wein süsser als dort –, das Land, breit und schön wie kein anderes, darüber der blaue Zauberberg Canigou... Wahrscheinlich hat der Mann selber an dieser Strasse gebaut – was lieben wir mehr als eine Sache, in die wir unsere Freude, Kraft und Ausdauer gegeben haben.

Seine Teilnahme verleitet, mit unseren näheren Plänen herauszurücken. Wir wollen einen Esel mieten, unser ganzes Gasthaus auf

seinen Rücken packen und unabhängig vom nächsten Ziel Berge und Menschen kennenlernen. Nur die allgemeine Richtung nach Westen bis zu den Zentralpyrenäen steht fest.

Die Blicke unseres Gegenübers werden geradezu zärtlich vor Wohlwollen. Erstens weil ihm die Sache gefällt, zweitens weil er um Rat gefragt wird. Natürlich werden wir einen Esel bekommen! Aber wir müssen auf die spanische Seite gehen. Dort wird man uns weniger übers Ohr hauen. In Frankreich – nun, die Bäder überall, jedermann ist gewohnt, zu nehmen, wo er's haben kann. Mit den Schultern ziehend lächelt er nachsichtig über den Lauf der Welt. Dann entschuldigt er sich – er muss aussteigen. Gleichsam zur förmlichen Vorstellung zeigt er Abschied nehmend seine Freikarte für die Bahn, besonderes Vergnügen scheint ihm sein eingeklebtes Bild zu machen.

Der Zug hält in Narbonne. Bald geht es weiter. Mitten im Schienengewirr wächst ein Wald von Weinfässern, einzeln oder zu zweien auf flache Wagen getürmt, dicke Bäuche mit winzigen Räderbeinchen, man kann sie nicht ansehen, ohne zu lachen. Die Felder mit den silbernen Olivenreihen und den dicken schwarztraubigen Weinstöcken werden spärlicher. Eine halbe Sonnenluft flimmert, die Aussicht auf das Gebirge bleibt mild verhängt, einmal nur meint der gierige Blick die ersten geketteten Hügelformen blauen zu sehen. Die Pyrenäen! Aber schon sind die sonnenweissen Schleier dichter gewebt. An der Meerseite spannen sich unbeschreiblich flache Salzwiesen, vom dünnen Graublau des verdunstenden Wassers überhaucht. Auf niedrigen Dämmen, riesenhaft gegen den Himmelsrand stehend, schichten Männer Haufen von rötlichem Schnee. Und ein einziges Mal dann das offene Mittelmeer, ein wenig verschlafen, am Strand blau gekraust, weit draussen perlmutterglatt, in der ganzen Fläche atmend, halb erschlossen schon zum Spiel mit Sonne und Wind.

In Perpignan, nicht mehr weit von der spanischen Grenze, verlassen wir den Zug. Eine weisse staubige Strasse, dann ein Stadtgesicht, fremd und fest wie das eines Menschen bei der ersten Begegnung.

Da ist nicht wie in Deutschland alles geordnet beieinander, in jedem Winkel ausgeflickt. Nichts von der satten, feuchten Luft des Nordens, kein Italien mit seiner Liebe für Farbe und Verfall, noch der ein wenig philisterhafte Sauberblick englischer Fenster. Sondern eben dieses südfranzösische Gerade-noch-Genügen: Baulicher Zustand der Häuser

und Strassen, Ruhe, Reinlichkeit und Menschen von nichts zu viel, aber es reicht aus, das Leben anspruchslos beieinander zu halten.

Wir finden ein Hotel in der Nähe des Doms. Nach der trüben erschlaffenden Hitze der Strasse plötzlich ein Hof, weiss und schattig, an seinen Mauern steigen turmhoch die leblosen Säulenschäfte eines Schlinggewächses. Das lockige Grün, im Himmelsausschnitt über Balkonen und Mauern zurückfallend, scheint erst dort oben zu wurzeln.

Gegen Abend wagen wir uns wieder auf die abgekühlten Strassen. Die Bauart der Häuser ist einfach, aber man findet sich in dem Formdurcheinander kaum zurecht. Anlehnungen an Vergangenes und modische Nüchternheit mischen sich. Merkwürdig zusammengesetzt ist die Front des Doms mit ihren tüchtigen Eckpfeilern und den eingemauerten Schmuckbogen mit langen schmalen Ziegeln, dazwischen in Zement eingelegte Flächen mit Kieselstein, reihenweise gemustert. Über dem Kuppelportal ein gotisches Fenster, rechtsseitig der späte Turm, ein lustiges Gerippe aus Schmiedeeisen. Wir betreten das Innere. Das gewaltige Schiff ist von wenigen Fenstern bunt belichtet. In den dämmerigen Wandnischen stehen feierlich wie Särge Altare aus dunklem Holz. Düster glüht das Gold an Heiligen und Rahmenwerk, die Mauern sind mit Gestaltmalereien bedeckt. Schwarze Frauen knien im Gestühl, regungslos mit flüsternden Lippen.

Das Ereignis des Abends wird der Besitz einer Karte. Auf einem Marmortischchen vor dem Café, das in der alten Börse errichtet ist, überreicht von gotischen Wasserspeiern, breiten wir unseren Schatz aus. Lockend liegt es da, das wunderumwitterte Zukunftsland. Da gibt es grüne Mulden und winzig blaue Augen von Seen, eingesprengt in die kaffeebraun gestrichelten Massen des Gebirges. In den Haupttälern prunken rote gemächliche Strassen, zwischen ihnen, über Wasserläufe und Pässe, steigen und fallen gepunktete Pfade, diese sind es besonders, an denen die Einbildungskraft hängen bleibt. Bei der spanischen Grenze bricht alles ab, mitten in der verführerischsten Unwirtlichkeit. Drüben ist die Welt weiss bis auf die spärlichen Lebenszeichen der Gewässer, aus deren Richtung man über Höhen und Tiefen mutmassen kann.

Tropfen schlagen vom Nachthimmel. Wir rücken unters Dach. Noch wird es nicht ernst mit dem Regen. Ohne Hast kommen und gehen die Menschen. Die Glieder der Frauen, eigentümlich federnd,

wissen nichts von der ein wenig lässigen Schönheit der Italienerin. Ihre Gesichter sind kräftig und schmal, haben etwas Pagenhaftes mit dem in gerader Linie geschnittenen Saum über der Stirn und den schwarzen, glatt und streng herabgezogenen Scheitelhaaren – wie gesund, wachsend wie Pflanzen auf besonnener Erde, sind die Haare der Südländerin! Die Männer haben den gleichen Ausdruck von Schwung und körperlicher Freiheit, ganz entfernt eine Möglichkeit zum Ausbrechen. Man gewinnt den Eindruck: jeder schafft sich mit einer gewissen Mässigkeit, was er braucht, Liebe, Arbeit, Genuss – kommt es zum Widerspruch, gibt es Kampf oder Tragik. Nirgends steht man einen verlotterten Burschen oder gar einen Trunkenbold – und das in einem Land, wo der Wein so billig ist, dass auch der Ärmste die Pfennige für einen Rausch zusammenbetteln kann.

Der erste Abend im Süden, Fülle für Auge und Ohr, sogar die Haut empfindet sie. Das Ausruhen unter offenem Himmel ist der natürlichste Zustand, braucht nicht mit Frösteln oder Trotz behauptet zu sein. Lachen und gedämpftes Plaudern ringsum. Gütig, beglückend sogar der Wind, der flüsternd einkehrt in den zackigen Blättern der Platanen, bevor er hinüberträumt in die runde, lebendige Stille der Nacht.

Am folgenden Morgen besuchen wir eine freundliche Auskunftsstelle für Reisende, erfahren vor allem, dass wir uns beeilen müssen, falls wir wirklich noch ins Gebirge wollen. Jetzt, im Monat September, da können schon Kälte und Schneefälle einsetzen! Wir kommen mit unseren Hoffnungen auf einen Esel heraus, und siehe da, die Sache wird nicht die geringste Schwierigkeit machen! Mont-Louis empfiehlt sich als Ausgangspunkt, in den umliegenden Dörfern gibt es jede Art von Tier. Wir werden nur zu wählen brauchen.

Nun wird jede Stunde in der Ebene zu lang. Leider ist vor Mittag kein Zug zu erwischen. Mit dem aufregenden Bewusstsein, dass da hinten irgendwo die Berge geheimnisvoll stehen und warten, schlendern wir durch die hellen schmalen Strassen, bis uns das hin und her ziehende Landvolk schliesslich auf den Marktplatz lockt. In der Mitte drängen sich die gedeckten Buden der Fleischer und Kleinhändler, ringsum sitzen die Bäuerinnen und wehren mit Zweigen die Fliegen von ihren offenen Körben, die vom Segen dieser fruchtbaren Erde überquellen. Grüne Gemüse gibt es, Berge von Pilzen, frisch oder getrocknet, und

vor allem dann Wein, in nachtblauen oder ganz lichtgrünen Trauben, golden durchschimmert von Sonne und Saft, die Beeren so üppig gedrängt, dass die kreisenden Wespen nicht wissen, wo sie das pralle Rund angreifen sollen. Ein wahres Feuerwerk von Rot schliesst sich an: tiefster Purpur bis zu weisslichem Orange. Dunkle Eierfrüchte, lila fast, Pfefferschoten glühen in allen Reifegraden von Lackrot, verzügelnd zu tropischem Gelb, wetteifernd daneben Haufen von spiegelnden Tomaten. Fremd zwischen all diesem Glanz, unsonnig, kellerhaft, märchengeleich nordisch auch Kartoffeln. Man muss zweimal hinsehen, um sie in dieser Nachbarschaft glauben zu können.

Auf dem Bahnhof wildes Gewühl, gesteigert durch die gefällige Art der Gepäckträger, ihre Schutzbefohlenen im ungeeignetsten Augenblick einem Berufsgenossen zu überantworten. Die Abfahrtszeit ist längst verpasst, als wir zum Zug kommen, aber hier draussen hat es plötzlich niemand mehr eilig. Es ist eine der lebenswürdigsten Eigenschaften französischer Bahnen, auch ein Herz zu haben für die Not des spätesten Reisenden.

Von Perpignan steigt in der Hauptrichtung der Pyrenäen bis zur spanischen Grenze die Bahnlinie. Mont-Louis, unser nächstes Ziel, ist nicht der letzte, aber mit seinen 1600 Metern der höchste Halteplatz. Die Fahrt geht anfangs noch durch Niederungen, die der Têt mit seinen Gebirgswassern fruchtbar hält. Auf der grauen Erde heben sich Oliven und Wein in nützlichen Reihen, flache Landhäuser mit geschlossenen Läden träumen zwischen blühendem Oleander. Bald, mit leisem Wandel, schieben sich Pappeln und Apfelbäume ein. Die Nähe irgendeines Grossen bereitet sich vor, alles wird strenger, bescheidener, dann plötzlich ist, aus sanften Linien jäh erhoben, das blaue Gebirge da. Kein Traum mehr, in sicheren Formen, kühn und zart, drängt es heran und bleibt doch zu fern, als dass die duftigen Wände sich zu Körpern festigen. Man weiss nicht, ob die tiefen Töne Wald bedeuten. Manchmal krümmt sich in der Sonne ein grauvioletter Kamm, schnell wieder verwischt, nur eine helle Ader leuchtet noch. Ein nackter Grat, ein fallendes Wasser, Speere von Licht, mit denen von Süden her die Sonne ankämpft gegen das träge mächtige Blau.

Die Wunder draussen halten uns kaum auf unserem Sitz. Aber geduldig müssen wir jeden vom Schaffner ausgerufenen Halt mitmachen. Langsam entdeckt der Blick, dass Mitreisende da sind, besonders

ein Mädchen fällt auf. Ihre schwarzen Haare glänzen durch den Spitzenstoss der katalanischen Haube, die über der Stirn straffgezogen und nur am Hinterkopf faltig geweitet ist. Ihre Schönheit hat nicht das gemmenhafte¹ Ebenmass der Frauen von Perpignan, ihre Stirn ist kantig, ihre Augen stehen ein wenig schräg über den breiten Backenknochen, aber unvergleichlich ist der Ausdruck von Kraft und Demut, mit dem ihr Blick steigt und fällt. Das ganze Gesicht strahlt von der Keuschheit ihres Gefühls, man muss annehmen, dass es ein Gespräch mit dem heimlich Angebeteten ist, was ihr Wesen zu so viel Glanz zusammenfasst. Aber nichts davon, ihre Nachbarinnen sind Bäuerinnen, die sich mit geschäftiger Zunge über irgendeinen Klatsch auslassen. Die eine hat auf ihrem Schoss ein offenes Täschchen mit unechtem Schmuck, den sie in halber Gewohnheit des Rosenkranzes durch die Finger gleiten lässt, während ihre Genossin, den Verkaufspreis vorge-niessend, einen gewaltigen Spitzbau von Astern öffnet und in kleine feste Sträusse zerlegt.

In Villefranche übernimmt mit der schärferen Steigung des Gebirges eine Zahnradbahn den Verkehr. Jedermann drängt in dem verringerten Raum nach einem Platz. Die ländlichen Reisenden haben sich gemehrt, sie sind bepackt mit schwarzen feingeflochtenen Deckelkörben und geschlossenen Kannen aus Weissblech. Ganz zuletzt steigen zwei Frauen ein von verblüffend biblischer Gewalt der Erscheinung – wo traf ich sie schon? Ich grüsse, sie grüssen unmerklich zurück. Schwanken, tiefstes Erkennen: Maria und Elisabeth! Da ist die erste, von Kopf bis zu Füßen gehüllt in faltiges Schwarz, das auf den Boden stösst, hart in gotischen Falten aufbäumt. Erhabene Trauer leuchtet von ihrem schweren Blick, aus dem Purpurdunkel ihres halbgeöffneten Mundes. In dem leidvoll aufgewandten Gesicht ist die Kraft der Formen von einer Vergeistigung überstrahlt, die nicht mehr die eigene, nur noch die Trauer einer ganzen Welt weiss. Sie spricht, manchmal silberzuckt ein wehes Lächeln über ihr Antlitz, ergreifend und trostreich zugleich, indem es keine verkümmerte, sondern eine befreite Seele verrät. Elisabeth neben ihr ist streng und karg, zu nüchtern vielleicht, um gläubig zu sein. Ihr Gesicht ist zerfurcht, ihr Geist mit nützlichen Dingen beschäftigt, die nicht fähig sind, in der Tiefe

¹ Edelsteinhaft.

wohlzutun. Vermutlich haben die beiden eine Wallfahrt unternommen, die eine bringt ihr blutendes Herz, die andere ihre Sicherheit, unter allerhand Opfern ein gutes Werk zu tun, für das sie ihren Lohn beanspruchen darf.

Das Tal ist eng geworden zwischen flimmernden Massen von Schutt und Gestein, die jäh in den Himmel wachsen. Der Têt schneidet durch das Gebirge, zeichnet der Bahn den einzig möglichen Weg. Sie kriecht durch gewundene Tunnels, klebt an Abstürzen und schwindelt auf Brücken, die über grüne Schluchten und weisse Schaumbänder ihre wagemutigen Bogen springen lassen. Manchmal eine Felsentasche mit einem Dorf, auf den ersten Blick einer Versammlung von Steinen gleich. Dann wieder grüne Wiesenstreifen am Fluss. Hinter hochge-reckten Pappeln Felsenwände, senkrecht wie die Bäume, überklettert von Terrassen mit winzigem Feldraum. Hier und da wartet im Sonnenbrand ein Eselein, winzig geschrumpft unter der abenteuerlichen Last des Holzgestelles auf seinem Rücken, das er stumm ergeben mit Heu vollpacken lässt. Wackelt die Ladung, wackelt der ganze Esel mit.

Plötzlich statt der Schluchten und des toten Gesteins, gleichsam in den Himmel gebaut, ein grün bewachsenes Land, fast eben auf den ersten Blick. Mont-Louis – wir steigen aus und finden uns wie in einem Dachgarten. Die Luft ist herb durchsonnt, jeder Atemzug ein Fest nach der stillstehenden Glut von Perpignan. Eine breite Strasse schleicht zur Festung hinauf, nichts ist zu sehen als langgestrecktes Mauerwerk mit braunen Polstern von Gras. Dann plötzlich Wachthäuser, eine Brücke, ein altes Tor. Wir stehen auf einem Platz, der von schlicht emporwachsenden Häusern gebildet wird. Eine «Case», eine Verkaufsstelle für Tabak, eine Reihe von bescheidenen Läden schliesst sich an. Die Strasse mündet in den Kasernenhof, eine Rothose wehrt den Eingang, auch von den Wällen werden wir weggewiesen. Wie es scheint, nimmt man diese Festung, die vor dreihundert Jahren angelegt wurde, um den breiten bequemen Pass nach Spanien zu beherrschen, immer noch ernst. Trotzdem sind, ausser den Wachen, keine Soldaten zu sehen. Auf dem Grund der einst mit Wasser gefüllten Gräben hat sich eine fröhliche Gemüse-zucht angesiedelt, in einem Winkel sogar ein Tennisplatz.

Wir finden Unterkommen in einer alten Kaserne, die in ein richtiges Fremdenhaus verwandelt ist. Hier gibt es meterdicke Mauern,